

Das gedrosselte Wien.

Betrachtungen im Finstern.

Von Ludwig Dirksfeld.

Damals, als man noch mitten im Kriege war, pflegte man im Gespräch die scherzhafte Wendung zu gebrauchen: wenn einmal der Frieden ausbricht. Nun, er ist wirklich ausgebrochen, bössartig, vernichtend und verheerend, er hat uns überfallen, wehrlos und hilflos gemacht. Das Schießen und Töten hat aufgehört, aber vor lauter neuen Bedrohungen und Gefahren vermag man dessen nicht so froh zu werden, wie man sich's damals gedacht hat. Und im Grunde genommen ist ja dieser Waffenstillstand nichts als eine Fortsetzung des Krieges mit anderen, noch grausameren und unmenschlicheren Mitteln: Hunger- und Kälteblockade, Absperrung und Drosselung. Und damit das Maß voll sei, kommt jetzt noch eine Verschärfung hinzu, die man sonst nur über schwere Verbrecher zu verhängen pflegte: die Einschließung in dunkler Zelle, die furchtbare Verschärfung der Finsternis. In diesen letzten Wochen ist so viel über uns hereingebrochen, daß die bewährten wienerischen Hausmittel, das Schimpfen, Raunzen und Nörgeln, völlig versagen. In einer absoluten Trostlosigkeit und Ratlosigkeit läßt diese Stadt alles apathisch über sich ergehen. Nur manchmal fragt man sich: warum muß gerade Wien so Schweres erleiden? Warum gerade diese Stadt, die immer sanft, friedlich und unpolitisch war, der unschuldige geographische Ausgangspunkt des Krieges, aber nicht seine Ursache, sein treibendes Zentrum, warum ist gerade Wien auf allen Seiten von so viel Haß und Unmenschlichkeit umgeben? Aber man findet keine Antwort darauf als die: unverständlich und sinnlos.

Drei Tage dauert erst dieses gedrosselte und verfinsterte Wien, aber man spürt seine Bedrückung und seine Schreden schon wie die einer aussichtslosen Ewigkeit. Außerlich ist der Tag um ein Drittel verkürzt, aber innerlich, für die Nerven und Gedanken, scheint er qualvoll verlängert zu sein. Wie schwer und zäh vergehen die Stunden vom Morgen bis zur Nacht, mit wievielen neuen Hindernissen und Sorgen ist jede private und berufliche Verrichtung behaftet. Nicht nur das Gas und der elektrische Strom sind gedrosselt, auch das bürgerliche und häusliche Leben, das ohnehin bescheidene Existenzminimum von Behaglichkeit, Kultur und Reinlichkeit. Soll man auf das warme Frühstück verzichten oder auf das warme Waschwasser, soll man unrasiert oder ungefrisiert aus dem Hause gehen? Unbedeutende Kleinigkeiten natürlich, aber ihre Vernachlässigung ist der Anfang der Verwahrlosung und Verwilderung. Kalt und finster ist jetzt der Tagesbeginn, und die Fortsetzung ist nicht besser. Jeden Tag erscheint einem das Gestern als eine entschwundene schönere Zeit, jeden Tag ist alles noch ärger: der Kampf um das Straßenbahntrübbrett, um den Platz und den Bissen im Gasthaus, die freundlose, von der allgemeinen Depression gleichsam gelähmte Arbeit im ungeheizten Bureau. Aber noch ärger wird es, wenn um 4 Uhr nachmittags der aufgezwungene Feierabend unerbittlich einsetzt. Da hat man sechs unheimlich leere finstere Stunden vor sich, die man mit keiner Tätigkeit, keiner Ablenkung auszufüllen vermag. Und dabei hat man jetzt, mehr als je, das Bedürfnis, nicht mit sich allein zu sein, sondern mit anderen, wenn auch fremden, gleichgültigen Menschen. Man will sich wenigstens, solange es noch geht, gegenseitig ein bißchen Leben und Großstadt vorräuschen. Deshalb drängen sich die meisten ins Kaffeehaus, das jetzt ein Ersatz für alles sein muß: für Theater, Konzert und Kino, für Geselligkeit, Familienleben und häuslichen Herd. Mit jeder Stunde wird das Bild der Straße finsterner und trostloser. Geht man gegen sieben Uhr in die Innere Stadt hinein, so scheint es einem, als begegnete man lauter Menschen, die hastig aus der Stadt herausstreben, als ob man der einzige wäre, der in die Stadt hineingeht. Eine furchtbare düstere Sonntagsruhe liegt über diesen Straßen und Plätzen des Luxus und der lebenslustigen Eleganz. Alle Geschäfte sind gesperrt und verdunkelt, auch die Delikatessenshops, die sonst mit ihren Auslagen voll Schnapsflaschen und Konservenblech eine längst verschwundene Leppigkeit simulierten. Bloß die Apotheken sind noch offen, und wenn die Drosselung in dem Tempo weitergeht, werden auch sie allein zu tun haben. Um acht Uhr mahnt die blaue Laterne der letzten Straßenbahn, droht das Sperrgeld, denn mit dem Zusperrn sind die Hausmeister viel pünktlicher und rascher als mit dem Absperrn, und nun ist die Verödung der Straße eine vollständige. Nach acht Uhr trifft man auf der Straße nur noch vereinzelte „Bummler“ und „Nachtchwärmer“, junge Leute, Offiziere, Kadettenschüler, die nicht wissen, was sie mit ihrer Freiheit und Beschäftigungslosigkeit anfangen sollen. Und wenn um neun Uhr die Gasthäuser und Kaffeehäuser zusperrn, dann ist die Drosselung auf ihrem vorläufigen Höhepunkt angelangt: die Großstadt schläft, oder richtiger gesagt: sie sitzt fröstelnd im Finstern und wartet auf den Schlaf. So leben wir jetzt alle Tage, und morgen oder übermorgen wird uns dieses Leben vielleicht schon als eine gute alte Zeit erscheinen und

wir werden noch hilfloser sein. Wir haben alle großstädtischen Einrichtungen: Straßenbahn und Stadtbahn, Theater und Kinos, Bogenlampen und Bäder, aber sonst auch nichts, und eigentlich ist es nur mehr das Gerippe einer Großstadt, eine mit allem Komfort der Neuzeit versehene Hilflosigkeit und Trostlosigkeit.

Schließlich muß man doch mit sich allein bleiben, und da der Schlaf sich nicht vorschreiben und verordnen läßt, stellt man in Ermangelung einer besseren Beschäftigung allerlei Betrachtungen im Finstern an, ohne daß man recht weiß, worüber und in welchem Sinne. Man hat ja jetzt nicht einmal, wie in früheren, besseren, schlechten Zeiten, den Trost, auf die Regierung und die Behörden schimpfen zu können und sie für das ganze Elend verantwortlich zu machen. Die Männer, die jetzt gegen ihr eigenes Gefühl unerbittlich verordnen und drosseln müssen, können wirklich nichts dafür. Und auch sonst ist wohl alles geschehen — nein, im Finstern ist man ja immer aufrichtiger, und da muß man schon sagen, daß doch nicht alles geschehen ist. Wir haben einige Kriegswinter hinter uns, die eine Warnung hätten sein können, sich in Voraussicht, Vorsorge und Energie zu üben. Besser als aller sittlich entrüstete amtliche Tadel des Hamsterns wäre es gewesen, selbst amtlich zu hamstern. Mit Sittensprüchelein kann man nicht einheizen, nicht einmal mit Vorschriften und Verordnungen. Diese Verordnungen über die Einschränkung des Gas- und Stromkonsums lauten ja sehr zahlreich und streng, aber besser als alle Geld- und Arreststrafen wäre es gewesen, die Einhaltung wirklich zu kontrollieren und vor allem mit gutem amtlichen Beispiel voranzugehen. Noch vor kurzem konnte man in den Straßenbahnwagen die unökonomischen Kohlenjadenlampen brennen sehen, und auf den mit Bogenlampen beleuchteten großen Plätzen und Straßen brannten die Gaslaternen gewohnheitsmäßig weiter, oft sogar dicht nebeneinander, als ob man den Unterschied zwischen Gas- und elektrischer Beleuchtung zeigen wollte, ein Anschauungsunterricht, der nicht sehr zeitgemäß ist. Und wie war denn die Vorschrift für die großen öffentlichen Lokale: eine Lampe für 16 Gäste. Aber meistens und namentlich in den späten Abendstunden war es gerade umgekehrt: ein Gast und 16 brennende Lampen. Kein Wunder, daß auch die Einzelnen zu Hause gegen die Vorschriften gefündigt haben. An Ausreden hat es nie gefehlt: man kann doch nicht gar so genau — auf mich kommt's schon nicht mehr an, lauter kleine Schlampereien, die mit beigetragen haben zu dem großen Richtdesizit. Jetzt ist es natürlich schon zu spät, aber wenn es wieder, beinahe möchte man sagen, jemals wieder besser und heller wird, dann sollten wir unsere amtlichen und privaten Wiener Schlampereien uns gründlich bei Lichte besehen und abgewöhnen.

Solche Betrachtungen stellt man jetzt abends im Finstern an, in der ruhig nervösen Pause zwischen dem Auslöschen der Nachtlampen und dem Einschlafen. Daß man sie jeden Augenblick wieder aufdrehen kann, das gewährt einem noch eine kleine Beruhigung. Aber wie lang wird das noch möglich sein? Ueberhaupt, was wird morgen und übermorgen sein, was steht uns noch bevor? Werden wir weiter und weiter gedrosselt werden, bis uns der Lebensatem ausgeht? Seit heute keine Stadtbahn, nächste Woche kein Eisenbahnverkehr, in acht Tagen Einstellung der Betriebe, der Straßenbahn, Ausschaltung der Wohnungen — ein Dasein, das aus lauter Galgenstrafen besteht. Und immer folgt der Nachsatz: wenn nicht die Entente, wenn nicht die Czechen in letzter Stunde. . . . Wie erniedrigend und beschämend ist dies alles, und gewiß ist die Verfinsternung in den Gemütern und Herzen noch bedrückender und trostloser als die der Straßen und Wohnungen. Das Wort des erblindeten Faust kommt einem in den Sinn: die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen. Es ist eine Nacht ohne jeden Ausblick, ohne jedes hellere Morgenzeichen, eine gewaltsame und künstliche Nacht wie die des Sträflings in der verdunkelten Zelle. Und immer wieder fragt man sich: warum und wozu dies alles, weshalb richtet sich so viel sinnlose und zwecklose Grausamkeit und Unmenschlichkeit gerade gegen Wien? Vielleicht, weil das Weltgericht Schuldige braucht, auch wenn sie unschuldig sind, und das ist der tragische Fall, das Schicksal des gedrosselten Wien: ein Justizirrtum des Weltgerichtes.